

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Gram.

Das macht mich oft so traurig und verzagt,
Daß in Dein Herz ein süß' Erinnern ragt
An einen Traum, der fremd und wundersam
Einst in Dein stilles, junges Leben kam.
Und streift Dein Mund mir leise über's Haar,

Denk' ich an eine, die viel schöner war,
Die Du geküßt, die Deine Lieder sang . . .
Mag sein, Dein Herz vergaß ihr Bild schon lang,
Und doch — in all mein Glück drängt sich der Gram
Um jenen ersten Kuß, den sie mir nahm.

Maidy Koch.

Glück.

[Fortsetzung.]

Roman von Eva Gräfin von Baudissin

[Nachdruck verboten.]

Sie — sie hatte ihn enttäuscht damals, eine Tochter war die Erstgeborene; daß später noch ein Sohn eintraf, das war selbstverständlich und beim zweiten Kinde ist die Freude nicht mehr so himmelstürmend. Die Vergangenheit war tot, war für ihn niemals verwischter als gerade jetzt, wo die große Hoffnung ihn belebte und ihn hinwegtrug über all die kleinen Unbehaglichkeiten, die dem Hause durch Elses Zustand erwachsen. Sie litt viel und sie war keine geduldige Kranke; die Unbequemlichkeiten vergaß sie nur noch, wenn die Freundinnen oder die Tante sie besuchten und ein neu erworbener Ausruhmgegenstand für das Kind die allgemeine Bewunderung erregen konnte.

Endlich, endlich war der Tag der Erlösung für Else, die Erlösung für das ganze Haus bedeutend, gekommen: nun war alles wieder gut und später würde alles von selbst in das alte Geleise zurückkehren! — Der Bürgermeister beugte sich über die Wiege und versuchte einen Blick auf das von Spitzenvorhängen und Kissen verdeckte Köpfchen zu werfen. Mit dem kleinen Finger rührte er scheinbar an die geballte Faust, die sich an die Schläfe gelegt hatte und strich vorsichtig über das kleine Handgelenk; dabei kamen ihm so viele Schmeichelnamen auf die Zunge, die er aber aus Rücksicht auf die schlummernde Mutter unterdrückte. Noch einmal glitt seine Hand über die Decken und



Gemskopf. Nach dem Gemälde von O. Reznagel.

leise sagte er mit bebender Stimme: „Mein goldenes Kind,“ — und es fiel ihm ein, deutlich und ihn erschreckend, daß er einst mit demselben Wort seinen Sohn, daß Kind der anderen, Vergessenen, begrüßt hatte.

Mit Ruhe hatte Lucie sich in die Bestimmung des Vaters, daß sie allein nach Hause zurückkehren sollte, gefügt. Ihr war nicht wohl mehr auf Einhaus. All die kleinen Vertraulichkeiten, die zwischen Konrad und ihr bestanden hatten und die sich unter dem Schutz des gemeinsamen Daches noch inniger gestalten würden, wie sie gehofft, waren erloschen — von ihm vergessen, von ihr vermisst. Und manchmal traf sie wieder ein so freundlicher Blick seiner blauen Augen, daß sie seines Interesses von neuem sicher war; und sie sehnte sich zurück in die Stadt, wo ihre Unbefangenheit zurückkehren würde, wo sie frei handeln konnte und nicht unter der fast lächerlichen und sie dennoch bedrückenden Einbildung stände, Konrads Gast zu sein. Wanda wußte ja auch um ihre Liebe, aber hier war sie so sehr von den neuen Pflichten beansprucht, daß Lucie sie nicht noch mit ihren Sorgen belästigen mochte; kam sie einmal zum Besuch in die Stadt, so konnte Lucie ihr alle Wünsche dringend ans Herz legen. Ulrike und Max entbehrten sie nicht, sie verstand es gar nicht, sich mit dem Kinde zu beschäftigen

oder geduldig seine schlechte Stimmungen zu ertragen, denn trotz der Liebe für den Bruder waren ihr Kranke auf die Dauer unangenehm und sie hielt seine Klagen für übertrieben. Zu Hause, da wurde sie sehnsüchtig erwartet, da galt sie doch auch und wurde bewundert — hier war sie überall im Wege. Ihre Eifersucht auf Ulrike war ganz ausgelöscht, Wandas Mitwisserschaft war ihr die beste Gewähr, daß wirklich schon ein festes Band den Geliebten an sie knüpfte. Nun würde sie ihm wieder schreiben, ihn treffen, ihn eine Weile ganz allein sehen und sie wollte sich bemühen, dann immer recht heiter und lustig zu sein, in dieser Stimmung gefiel sie ihm ja am besten.

Reichten Herzens nahm sie von der ebenso schnell wieder verlorenen wie gewonnenen Freundin Abschied, versprach allerlei Besorgungen für Frau von Einhaus zu machen und lehnte sich mit lächelnden Mienen in die Rissen des Wagens zurück, in der sicheren Erwartung: „Ihn sehe ich doch noch!“

Aus dem Waldweg heraus kam der Inspektor, winkte dem Kutscher zum Halten und trat an den Wagen heran. Er reichte Lucie einen Strauß weißen Flieders, den er von den Hecken gepflückt, küßte ihr die Hand und sagte mit warmer Betonung: „Wir sehen uns bald wieder, nicht wahr?“

„Ja, ja, bald,“ versicherte sie strahlend — „und danke, danke herzlich!“

Sie winkte ihm, so lange sie seine Gestalt noch am Waldestrand sehen konnte, dann nahm sie den Strauß in die Hand und hielt ihn fest, bis sie von Johann im schönsten Bogen vor das Elternhaus gefahren wurde.

Es gab ihr wegen eine Extramahlzeit, der Professor war in seinem Glück, sie wieder zu haben, zu allem bereit gewesen und während sie vor ihrem Teller saß und während des Essens der Mutter so viele Fragen beantwortet mußte, hingen ihre Augen unermüdet an den vollen weißen Blütendolden, die sie in einer Vase auf den Tisch gestellt hatte.

„Wie riecht der Flieder stark,“ sagte der Professor, „es ist nicht zum Aushalten! Ein Hauptleiden unserer Zeit, die überreizten Nerven unserer Frauen, datiert von den parfümieren Seifen und penetranten Odeurs her, die sie verwenden. Der Duft drängt sich einem fast berauschend auf!“

Er griff nach den Blumen und wollte sie hinaustragen auf den Korridor.

„Nein, nein, nicht meinen Flieder fortnehmen,“ rief Lucie heftig, die anfangs nur zu seinem Tadel gelächelt hatte, „was soll das? Ich will ihn hier behalten!“

Was war das? Offene Rebellion? Der Professor sah sie ganz erstaunt an: war das seine gelehrige Schülerin, sein Jamulus, der jedem seiner Worte mit Andacht lauschte? — Er ging ruhig weiter, der Thür zu.

Da sprang Lucie auf, hielt seine Hände fest und bat: „Laß den Flieder doch hier, Vater, er erinnert mich an Einhaus und ich habe ihn geschenkt bekommen.“

„Du hörst ja, daß der strenge Geruch schädlich ist! Gib meine Hand frei —“

„Es ist albern,“ sagte Lucie, dunkelrot vor Wut, „als wenn die paar Blumen mich vergiften könnten — ein lächerliches Gebabe!“

Sie schöpfte tief Atem und blieb immer noch in ihrer fast drohenden Haltung vor dem Vater stehen.

„Was — was wagst Du?“ kam es von des Professors Lippen: „mit wem redest Du, wie kannst Du Dir erlauben, mein Thun zu beurteilen — und in solchen Ausdrücken? Wage es nicht noch einmal, diesen Ton gegen mich anzuschlagen, verstehst Du mich, Du . . . Du —“

Ihm fehlten die Bezeichnungen, ihr finstres, trotziges Gesicht reizte ihn zum äußersten. Er taumelte vor Zorn und fuhr sich mit der freien Hand über die Stirn, als drücke ihn dort etwas schmerzhaft.

Lucie schwieg auch jetzt nicht, mit nur halb verständlichen Widerworten lehrte sie ihm den Rücken. Da schleuderte der Professor die Vase zur Erde, daß das Glas mit hellem Klang zerschellte und der Flieder durchs Zimmer flog, mit geballten Fäusten sprang er auf die Tochter zu: nur Trotz und Eigensinn las er aus den sprühenden Augen, die sich ihm furchtlos zuwandten und kraftlos sanken ihm die Hände herab.

„Das mir,“ sagte er, „das mir! Und von meinem eignen Kinde!“

Sie gab ihm weder durch Wort noch durch Geberde eine Antwort, sie blickte zu Boden und nach sekundenlangem Warten verließ er das Zimmer.

Stumm hatte die Frau Professor der Szene beigewohnt, es war ihr, als könne es zwischen Vater und Tochter keinen Vermittler geben, zwei Herzen, die zu einander gehören, finden auch durch heftige Kämpfe hindurch den Weg wieder zu einander. Es handelte sich nicht um Luciens augenblickliche Kühnheit, sie fühlte, daß die Tochter die Ansichten des Vaters nicht mehr teilte und sich von ihrem Zwang befreien wollte. Nach Frau Katharinas Ueberzeugung war für Luciens Schicksal diese Emanzipation eine Notwendigkeit — je eher desto besser.

Eine Weile betrachtete sie die noch immer mit gesenktem Haupt Dastehende, dann erhob sie sich und zog die Tochter an die Brust.

Lucie schluchzte laut auf, als sollte ihr das Herz brechen und dazwischen flüsterte sie: „Es thut mir so leid — um Vater — und auch um die Blumen! Aber weshalb soll man sich sein Leben so verbittern — immer nur fragen: ist es gesund oder kann es mir schaden? Dann doch lieber gar nicht leben! Und ich will auch nicht mehr barfuß gehen, ich will mich nicht lächerlich machen — Turnen meintwegen, so viel Vater will, das ist ja auch innerhalb des Hauses.“

Schweigend hörte die Mutter ihr zu, wie sie ihr Herz ausschüttete und so das Erwachen des eigenen Bewußtseins ankündete. Früher oder später mußte die Stunde ja kommen, aber daß vorläufig eine Entfremdung zwischen den Beiden, die sonst so einmütig mit bloßen Füßen diesen bizarren Weg gewandert waren, eintreten würde, das hatte sie auch vorausgesehen und nun regte sich in ihr bei der nahenden Entscheidung das Mitleid mit dem kämpfenden Kinde — und zum erstenmal seit Jahren stieg ein wärmeres Gefühl, das sie auch Mitleid nannte, mit dem Manne in ihr auf, der seine treue Jüngerin abtrünnig und sich von ihr verlassen sehen mußte.

Die nächsten Tage standen unter dem Bann einer schwülen Stimmung. Vater und Tochter vermieden es, sich anzusehen oder mit einander zu reden und Frau Katharina führte — auch zum erstenmal seit Jahren — das Tischgespräch und bemühte sich, weder völlige Stille noch Anlaß zu Streitigkeiten eintreten zu lassen. Die beiden feindlichen Parteien waren ihr gleich dankbar, sie wurde der Mittelpunkt und auf all ihre Anregungen wurde sofort eingegangen. Es war ihr ein neues, beglückendes Gefühl, eine maßgebende Stimme zu haben und mit Rücksicht behandelt zu werden. Wie ein Schein des Glückes legte es sich über ihre verhärtenen Züge und etwas Weiches, Nachgebendes trat in die sonst so ernstblickenden Augen. Und sie bedurften beide liebevoller Teilnahme, die so fest und unnachgiebig auf ihrer Ansicht beharrten: es war dem Professor, als öffne sich der Boden unter seinen Füßen, als Lucie zu den Übungen, deren sie sich fortan enthalten wollte, nicht erschien, ihn warten ließ, ohne nachher ein Wort der Entschuldigung oder der Erklärung zu finden. Sein Zorn ging in Enttäuschung, fast in Verzweiflung über, als sie ihm stumm trotzte, ihren Willen durchsetzte und sich die Miene gab, als erinnerte sie sich überhaupt nicht mehr der von ihm bestimmten Zeiteinteilungen. Er machte ihr keine Vorwürfe, er fragte sie nicht — immer noch hoffte er und schließlich sagte er sich, daß er sie entbehren müsse, daß sie ihren eigenen Weg wandeln würde, der sich nur selten mit dem seinen mehr kreuzte: da schien es ihm, als sei sein Leben ein vergebliches gewesen, als berge es nichts mehr für ihn, als sei alles verächtlich! Sorgsam hatte er all die Theorien gepflüht und aus ihnen die als Norm einzuführende Lebensweise zusammengewebt; allmählich sollte sie den Generationen in Fleisch und Blut übergehen und alle anderen, der Mode oder der Bequemlichkeit entsprungene Regeln verdrängen — und sein erster Anhänger, sein Apostel, wurde abtrünnig! Seine Lehre war nicht schuld, nein gewiß nicht! So traf die Schuld die Ungetreue, die es nicht wert war, daß er ihr nachtrauerte — und doch genügte die Dual dieser Tage, wenn er unten stand und auf sie wartete, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht und die bittere Enttäuschung, die ihm immer von neuem wurde, daß seine kräftige Gestalt sich beugte und sich seine Silberfäden durch sein volles Haar zogen.

In Lucie gärte noch mehr. Sie hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß Konrad sie an denselben Tagen erwarten würde, an denen sie sonst eine Weile mit einander geplaudert hatten, auf- und abgewandert waren und sich schließlich heimlich die Briefe zusteckten. Er kam nicht! Sie erkannte zuerst allerlei Entschuldigungen für ihn, der Abschied von Einhaus war so beruhigend gewesen! Dann begann sie zu fürchten, er möchte krank geworden sein — das hätte doch aber Ulrike erwähnt — und zuletzt fielen die Zweifel mit nagenden Zähnen in ihr junges Herz. Sie meinte oft die Nächte durch und mehr als alles rührte den Vater ihr kleines bleiches Gesicht mit den anlagenden Augen, die er seinetwillen so trübe wächte. Aber er durfte doch nicht nachgeben, er durfte nicht zeigen, wie weh sie ihm that!

Lucie entwarf allerlei romantische Pläne: wie sie Konrad heimlich in Einhaus aussuchen wollte; an dem „Wie“ scheiterten sie leider alle, und als sie die Unruhe, die Sorgen nicht mehr ertrug, da schrieb sie einen langen Brief, in dem sie Konrad nicht mit Klagen langweilte, ihm aber unbehüllt zeigte, wie es in ihr aussah, wie sie litt und daß sie ihn bäte, seine Versprechungen innezuhalten und sie nicht unnötig zu quälen. Wie sie die Zeilen überflog, kamen sie ihr selbst etwas schroff vor, aber sie dachte: „Er soll sehen, daß mich seine Nachlässigkeit wirklich kränkt“ und sie milderte ihre Klagen durch nichts. Er gehörte ihr, sie ihm und zwei Menschen, die ihr ganzes Leben zusammenwandern wollen, dürfen sich ein paar offene Worte sagen. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß man ihr Thun als unweiblich und aufdringlich hätte beurteilen können — sie dachte nicht mehr an Stolz, sie liebte ihn ja!

Auf den Empfänger wirkte der Brief geradezu vernichtend: seit ihm Luciens braune Augen nicht mehr begegneten, wenn er sich

Ulrike zuwenden wollte, hatte er die kleine Professorentochter über dem neuen Interesse ganz vergessen. Der Abschied mit dem Fliederstrauß war noch solch ein geschickter letzter Gruß, ausgetauscht zwischen ein paar verständigen Menschen, die eine kleine Liaison aneinander



Eduard v. Hartmann.

fesselte und die sich nun auf sich selbst befinnen. Er lobte Lucie im Innern, daß sie zur rechten Zeit fortreiste, als sie merkte, daß sie überflüssig geworden sei, und sie ging mit freundlichem, stolzem Lächeln, ohne ihm eine thränenreiche Szene zu bereiten wie Wanda. Sie war ein kluges, vernünftiges Mädchen, viel vernünftiger, als er unter dem Einfluß des eigentümlichen Vaters vermutet hätte, aber einen guten Fond verderben auch die verschrobensten Ansichten nicht so leicht.

Und nun schrieb sie ihm, klar und sicher, erinnerte ihn an seine Pflicht und geberdete sich wie seine Verlobte, ohne überflüssige Worte oder viel Nebewendungen zu machen. Sie schien sich in ihrem Recht zu fühlen und gebrauchte weder Entschuldigungen noch Bitten. Was sollte er machen? Sie gestattete ihm, seine Antwort direkt zu senden — das sollte auch noch fehlen! Damit sie ihn ganz in die Hände bekäme!

Und nach vielem Ueberlegen schrieb er ihr die Gründe, die ihn zwingen, sie vorläufig wieder frei zu geben: seine Armut, seine Abhängigkeit, sein Widerwille, unter diesen Verhältnissen um ein reiches Mädchen zu werben. Er dankte voll Herzlichkeit für ihre Liebe und rief ihr auf ewig ein Lebewohl zu.

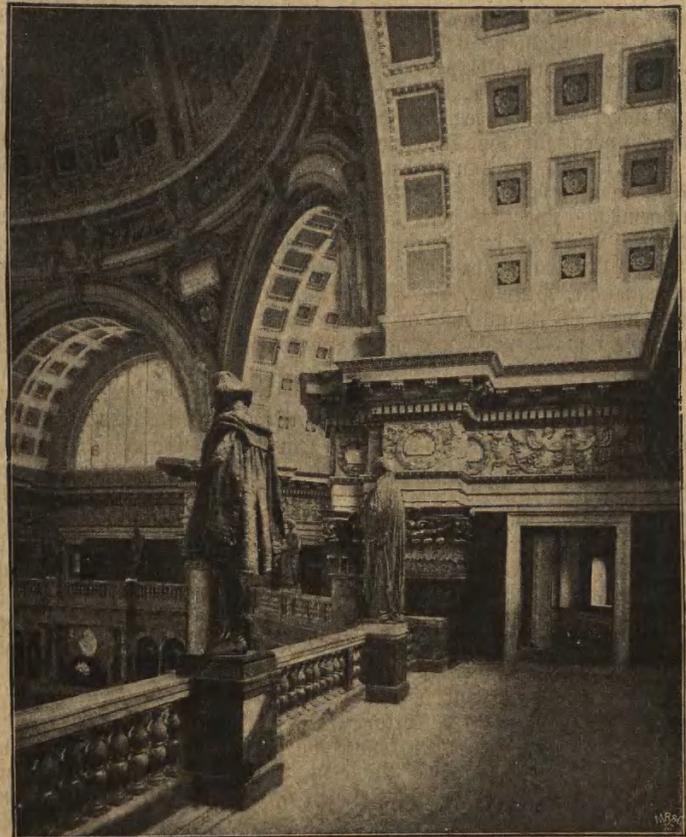
Lucie war glückstrahlend: daß er so männlich stolz, so ernst und so gewissenhaft dachte, das hob ihn in ihren Augen und verschonte zugleich jedes Mißtrauen; sie atmete befreit auf. Sie teilte ihm mit, wie zufrieden sie mit seiner Auffassung der Dinge sei, wie gern sie noch viele Jahre seiner warten wolle, ihn aber bäte, sie als seine treue Braut zu betrachten und ihr das einzige Glück, Briefe von ihm zu empfangen, nicht zu rauben. Das entloß ihrer Feder ohne jede Ziererei und doch sprach aus ihren Zeilen, daß nur wahre Liebe ihr Thun diktierte. Darauf, daß Konrad ihrer überdrüssig sei, verfiel sie gar nicht. — Sollte er sich vor ihr entwerthen, sie so über ihn enttäuschen, indem er ihr die Wahrheit verriet? — Er war ängstlich geworden durch Wandas Staatsstreich und wenn dieses sanfte Geschöpf sich zu solchen Konsequenzen hinreißen ließ, was durfte er dann von der leidenschaftlichen Lucie erwarten? — Sie würde ihn auch nicht gutwillig freigeben, sie tröste auf ihr Recht und vor nichts bangte ihm so, als daß dann sein wenig cavaliermäßiges Vorgehen aller Augen offenbar werden würde. Er durchlebte im Geiste erregte Szenen: mit Frau von Einhaus, mit dem Professor, er sah Wanda von neuem in Thränen schwimmend, Lucie mit flammenden Blicken und Ulrike, die ihm verächtlich den Rücken wandte! Natürlich mußte er dann Einhaus verlassen und an dem Gut, dem er so eifrig

Arbeit und Aufmerksamkeit widmete, hing sein Herz schon so sehr, daß ihm die Trennung, noch dazu unter so häßlichen Umständen, schwerfallen würde. Seit Frau von Einhaus ihm gesagt, daß nicht Heinz von Lodewitz als neuer Herr einziehen, sondern daß sie noch die Wirtschaft behalten werde, bis ihr Sohn Alfred erwachsen sei, hatte er fast mit Rührung Felder und Wiesen betrachtet, die doch eigentlich ihm gehörten und für die er nun noch Jahre lang allein sorgen durfte. Er war auch nicht mehr so unerfahren, um es sich so leicht zu denken, eine neue, angenehme Stellung wiederzufinden. Nach mancherlei Irrfahrten war er erst in Einhaus gelandet, und der Wetterkundige weiß, wieviel Gefahren ihm außerhalb des stillen Hafens drohen. Vor allem aber die Furcht vor den Szenen, die ihm unausbleiblich dünkten, sobald Lucie die Wahrheit erfuhr, band ihm die Zunge, und diese kleinliche Feigheit hatte wieder eine unaufrichtige Handlungsweise im Gefolge. Er war auch nicht frei von Eitelkeit, es schmeichelte ihm, daß Lucie ihm vertraute und ihn keiner niederen Denkungsart zeihen konnte. Er war ja auch nicht schlecht, das betonte er von sich selbst, nur leichtsinnig und leichtlebig — und diese Fehler verargt man doch keinem Manne!

Luciens Zeilen beeinflussten ihn dennoch: ein paar Tage vermied er es, Ulrike anzureden oder irgend welchen Anteil an ihr zu zeigen, dann warf er alle Bedenken bei Seite, schalt sich thöricht, die Gegenwart nicht zu genießen und verjuchte durch doppelte Aufmerksamkeit, Ulrike wieder zu versöhnen. Das gelang ihm schnell. Ulrike glaubte, daß ihn allerlei Sorgen bedrückten, wenn er sich stumm und ablehnend verhielt undkehrte seine Laune zurück, so hoffte sie, daß ihre gleichmäßige Güte und Liebenswürdigkeit ihn getröstet hätten. Das Schwanken in seinen Gefühlen wiederholte sich, sobald ein neuer Brief von Lucie eintraf — sie schrieb ihm regelmäßig, ohne eine Antwort abzuwarten — und jedesmal regte sich in ihm der Zorn gegen sie und entfremdete sie ihm immer mehr. Aber den Mut zum offenen Handeln fand er deshalb doch nicht.

Die Einzige, die seine Verstimmung bemerkte und deren richtige Ursache erriet, war Wanda. Ihr Privilegium war es, die Posttasche zu öffnen und sobald sie Luciens Schriftzüge auf einem Couvert erkannte, barg sie dasselbe unter den Zeitungen für den Inspektor. Manchmal zuckte es ihr in den Fingern, den Brief zu vernichten, nur sie wußte ja, daß er eingetroffen war und was sie noch immer davon abhielt, war durchaus nicht die Freundschaft für Lucie, sondern nur das gegebene Versprechen zu schweigen und zu helfen. Sie wußte, daß Konrad unglücklich sei durch diese Fessel, tagelang ging er mit finsternen Mienen umher, wenn Lucie ihn wieder gelangweilt hatte und Wanda gönnte ihm diese Pein. Dennoch reizte jeder Brief sie von neuem; Neid auf die Freundin und zugleich Haß, daß sie ihr den Geliebten geraubt, stiegen in ihr empor und daß auch Lucie ihn vielleicht verlieren würde, erfüllte sie mit grausamer Freude.

(Fortsetzung folgt.)



Innenansicht des Kongressgebäudes in Washington.

— In der Klemme. —

Novellette von Paul Bließ.

[Nachdruck verboten.]

Sriß mit der ersten Post erhielt der Baron v. Felsenack folgenden Brief:
Montreux, 15. Oktober.

Mein gutes altes Haus!

Ich weiß, daß Du mir zürnen wirst! Du hast auch ein Recht dazu; denn ich bin nun schon vier Wochen hier und hast Du keine Zeile von mir; aber höre mich erst an — meine Entschuldigung wirst Du gelten lassen müssen. Ich bin nämlich seit vorgestern . . . — doch nein, ich will mir den Scherzschluß nicht vorweg nehmen.

Also höre: Was soll ich Dir erzählen von Montreux, von diesem Idyll, von diesem Paradies? Doch ja, das wirst Du wohl schwerlich erst von mir hören wollen, das weißt Du ja längst aus eigener Anschauung.

Also etwas anderes. Zugleich mein altes Leiden — die Frauen. Denke Dir, und staune mich an, im Bilde, ich schwärme diesmal nur für eine, Du bist starr, nicht wahr? Also eine, daß heißt, eigentlich erst für zwei, doch ich will Dir's berichten, alles getreu Dir berichten, wie es eigentlich gekommen ist.

Gleich am ersten Tage meines Hierseins machte ich die Bekanntschaft einer entzückenden Blondine mit blauen Augen, einer Rheinländerin, welche mit ihrer kranken Mutter hier zur Erholung weilte. Na, ich sage Dir, ich war einfach sprachlos, so viel seine weibliche Reize, so bescheiden, zurückhaltend und fein erzogen, geistreich, fein gebildet und Haltung — kurz, ich sage Dir — ich, der ich doch gewiß mir auf meinen Geschmack etwas einbilden könnte, ich habe ähnliches noch nie gesehen. Gleich als ich sie sah — war ich entflammt; und ich machte auch gar kein Hehl daraus, ich ließ es sie merken, daß sie mir ausnehmend gut gefiel. Doch sie blieb sich immer gleich, immer höflich, freundlich, aber immer gleich bescheiden, gleich zurückhaltend, wie am ersten Tage. Na, ich dachte mir: jedenfalls giebst du die Festung ohne Sturm nicht verloren.

Da plötzlich änderte sich die Lage der Dinge wie mit einem Schlage. Ich lernte ein zweites Mädchen kennen, welches mich noch mehr bezauberte: groß, schlank, anmutig, schwarzes Haar, schwarze Augen, aus denen ein versteckter Schalk hervorlächelte, und von einem Uebermut, welcher in seiner Tollheit und Kühnheit alles mit sich forttrieb. Sie reiste mit ihrem Vater, dem Baron von Wulffen, einem vollendeten Weltmann. Na, nun saß ich in der Klemme: meine blonde Einfältige aus dem Rheinland, oder dieser Kobold von einer Baronesse? Die Sache war wirklich nicht so einfach, wie Du vielleicht glauben magst, mir wurde, weiß der Himmel, warm dabei, einer konnte ich doch nur ernstlich den Hof machen, wenn ich mich nicht selbst lächerlich machen wollte; also welcher nun? Ich überlegte hin und her, ich kam zu keinem rechten Entschluß — bei der einen entzückte mich dies, bei der anderen fesselte mich das — die Blonde war zu still, zu zurückhaltend; der Schwarzen wieder mangelte das tiefere innere Gefühl, wie mir schien — also welche nun bevorzugen? Doch mit einem Male war die Frage gelöst: die Schwarze, sie mußte es werden! Du fragst mich warum — einfach, mein lieber Junge: ein Freiherr von Mohrenheim, nebenbei gesagt, ein alberner Kerl, vollendeter Geck, machte der Baronesse auffallend den Hof. Na, das durfte ich doch entschieden nicht leiden, daß dieses Gigerl mir das entzückende Weib fortschnappte! Also entschied ich mich kurzweg für die Schwarze, und vernachlässigte mein Blondchen.

Wie soll ich Dir nun beschreiben, was wir angegeben haben; Mensch, das ist kaum möglich. So was von Tollheiten habe ich selbst noch nicht durchgemacht, und das will doch gewiß etwas heißen; täglich etwas anderes: Ausflüge auf die steilsten Berge, Segelpartien beim tollsten Sturm, alle Rennen besucht, die in der Umgegend abgehalten wurden, alle Festmahle, Picknicks, alle Abendessen, Theater, Gesellschaftsbälle, kurz alles, was überhaupt nur zu machen war, und immer wir drei: die Baronesse und ich und Herr von Mohrenheim; ohne den machte meine Angebetete keinen Gang, er mußte sie begleiten wie ein Hund seine Herrin.

Na, angenehm war das nun gerade nicht, diesen Laffen um mich herum zu haben, mit seinen faden Witz und seinen abgeschmackten Geschichten, aber was blieb mir übrig, die Baronesse wollte und ich gehorchte.

Doch auf diese Weise konnte ich niemals zu ihr allein sprechen, und wir blieben, was wir waren, Reisegefährten, höchstens oberflächliche Freunde, mehr nicht. Aber auch Herr von Mohrenheim kam nicht weiter — wenigstens schien es mir so — die Baronesse behandelte ihn immer nur von oben herab, gnädig, gütig, mehr auch nicht. Ich mußte mir keinen Rat mehr. Und so lebten wir weiter in Tollheiten; natürlich kostete das ein Heidengeld, viel mehr, als ich ansangs geglaubt hatte. Na, und so kam es denn, daß ich eines schönen Tages, nach einem größeren Spielverlust, blank war.

Wetter, das war eine böse Geschichte!

Wo nur schnell Geld herkommen lassen? Ich sann und sann — hier in dem kleinen Kurort konnte ich zu niemanden gehen — vor Bekannten wollte ich mir die Blöße nicht geben — also blieb mir nur eins: an meinen Bankier zu depeeschieren. Doch bevor das Geld hier sein konnte, würde mindestens ein Tag vergehen, und das war schon viel, denn ich brauchte noch heute das Geld, weil heute Abend der große Ball im Kurssaale stattfand und ich dort die erste Gelegenheit hatte, mit

meiner Schwarzen endlich einmal allein zu plaudern, wenigstens in den kurzen Minuten während unserer Tänze.

Also ich mußte hin! Aber wie nur? Ich rechnete aus, was ich alles gebrauchen würde, selbst, wenn ich versuchte, mich einzuschränken; aber verwünscht, meine Kasse reichte nicht, soviel ich auch nachdachte und rechnete.

Das Telegramm ging ab und nun durchlebte ich schreckliche Stunden; erlaß es mir, Dir die Qualen näher zu schildern.

Der Abend kam heran — mein telegraphisch gefordertes Geld war nicht da. Ich fluchte und tobte und wußte nicht, was ich thun sollte.

Da kam der Kellner, mich zu erinnern, daß es Zeit sei, sich für den Ball umzukleiden. Ich sagte ihm, daß ich unwohl sei und den Ball nicht besuchen würde. Darauf sah mich der befrachtete Jüngling beinahe sprachlos an, und nun erzählte er mir, natürlich ganz heimlich, weil es vor Abend niemand wissen sollte — daß die Baronesse sich heute mit dem Herrn von Mohrenheim verlobt habe, ganz still — denn erst heute Abend, beim Ball, sollte es bekannt gegeben werden. Na, jetzt war ich sprachlos, beherrschte mich aber, entließ den Kellner und blieb bei meiner Erklärung, den Ball nicht besuchen zu wollen.

Als ich allein war, faßte ich mich an meinen Kopf: Narr, der ich war, blinder, einfältiger Thor — ach, ich hätte mich ohrfeigen können, so ein Elefant zu sein! Mich hatte sie haben müssen zur Unterhaltung und den Gecken heiratete sie, weil er der einzige Sohn eines Bankdirektors und Erbe von Millionen war. —

Mein Aerger war ganz unbeschreiblich, ich hätte mich mit der ganzen Welt schlagen können — so dumm, so einfältig dumm zu sein!

Blötzlich überkam mich eine Wut und ein Haß auf diesen Herrn von Mohrenheim, daß es mir förmlich krübelte in den Fingern — denn dem Kerl wollte ich das besorgen!

Ich ging in meine Wohnung, es war kurz vor dem Ball und er noch bei der Toilette. Ich sagte ihm, daß ich die Baronesse liebe, und daß er sich mit mir schlagen müsse. Darauf schrak er zusammen, sah mich an, totenblaß im Gesicht, und suchte meinen Zorn zu beschwichtigen, indem er sagte, daß er die Baronesse ja nur heirate, weil es die beiden Väter so abgemacht hatten. Der alte Herr steckte in ungeheurer Schuld bei der Bank des alten Herrn von Mohrenheim, und nur durch die Tochter allein sei der Baron von allen Verpflichtungen befreit worden, indem sie sich zu dieser Heirat erbot, ganz aus freiem Willen.

Das entwaffnete mich, denn darauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Die Baronesse war also tabelfrei; doch um so mehr entlud sich mein Zorn auf den unglücklichen Bräutigam. Ich bestand auf meiner Forderung, er müsse sich mit mir schlagen, und das gleich morgen früh. Damit verließ ich ihn und eilte in meine Wohnung zurück.

Ich schloß mich ein, ich wollte keinen Menschen sehen. Ich ging ruhelos im Zimmer auf und ab und überlegte, was nun zuerst zu thun sei. Ich schrieb Briefe, regelte meine Angelegenheiten, um für alle Fälle klar zu sein; — und so verstrich die Zeit.

So gegen zehn Uhr ungefähr klopfte es an meine Thür; ich öffnete, zögernd und unwillig. Zwei tief verschleierte Damen traten ein: meine blonde Rheinländerin in Begleitung einer alten Dienerin. Ich war einen Augenblick starr. Auf einen Wink zog sich die Alte zurück und wir beide waren allein. Und nun bat und beschwor mich meine blonde Schöne, welche ich in der ganzen Zeit so arg vernachlässigt hatte, daß ich mich nicht schlagen dürfe, sie wisse alles; Herr von Mohrenheim habe zu dem Oberkellner von dem Zweikampf geplaudert und so weiter, und so habe sie die ganze Geschichte erfahren.

Sie sprach so bittend, so zärtlich innig, that so anhänglich, wie ich sie früher nicht einmal gesehen hatte, und endlich, als ich noch immer schwieg, immer noch zögernd, fragend, ungewiß sie anstaunte, da endlich traten ihr die Thränen in die blauen Augen. Nein, jetzt hielt ich nicht mehr länger an mich, ich ergriff ihre weißen, weichen Hände, zog sie an meinen Mund und preßte Küsse darauf, viele und innige Küsse.

Na, und so habe ich mich denn also nicht geschlagen, weil der Herr von Mohrenheim noch am selben Abend zu mir kam und mich um Verzeihung bat, „er könne ja wahrhaftig nichts dafür, daß er die Baronesse heiraten müsse.“

Auch den Ball an jenen Abend habe ich nicht besucht, ich ging mit meinem blonden Mädchen einsam durch die stillen Promenaden; kein Mensch störte uns, kein Windhauch, nicht einmal der Mond.

So wandelten wir durch die überlaubten, vereinsamten Wege, hinüber nach Schloß Chillon, wir beide allein in dieser schönen, wunderbaren Natur. Dort unten, wo der Genfer See die uralten Mauern des Schlosses bespült, dort unten auf einsamer Bank, unter blühenden und duftenden Bäumen — dort haben wir uns verlobt.

Siehst Du, mein lieber Junge, das ist die Ueberraschung, die ich Dir beinahe schon gleich zu Anfang meines Briefes verraten hätte. Und nun sei gegrüßt und beneide Deinen übergelücklichen

Viktor.

* * *

Ein Glücklicher! lächelte der Baron und faltete den Brief wieder zusammen.



Die feindlichen Brüder. Nach dem Gemälde von Ad. Ehtler.

[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Der rätselhafte Herr.

[Fortsetzung.]

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

„Noch thut es etwas zur Sache, Herr Bürgermeister,“ sagte Praktikant Stroh in bestimmtem Ton, während Schlauch im Hintergrunde die bestimmende ernste Miene aufsetzte. Fannemann dagegen ein gleichmütiges Lächeln wieder auf seinen Zügen spielen ließ. „Erlauben Sie mir, Ihnen eine Erklärung dazu zu geben. In der That befinden Herr Fabrikant Schlauch — Schlauch verbeugte sich — und ich uns hier, um Herrn Fannemann im Auftrage von unserm Freund Herrn Hannefried eine Forderung zu überbringen. Unser Besuch scheint aber zwecklos zu sein, denn Herr Fannemann hat in einer zwar sehr lakonischen, aber doch deutlichen Weise auf unsere Frage, ob er geneigt sei, Herrn Hannefried Genugthuung zu bieten, mit einem beharrlichen „Nein“ geantwortet. Wir können Herrn Fannemann nicht zwingen, die Forderung anzunehmen. Herr Fannemann wird mir aber erlauben müssen, vor Ihnen, meine Herren, eine Meinung hiermit zu äußern, nämlich die, daß er es wohl selbst gewesen ist, der die Liebenauer Polizei von dem von unserer Seite beabsichtigten Duell unterrichtet hat.“

Wenn Praktikant Stroh mit diesen Worten vielleicht die Absicht hatte, seinen phlegmatischen Gegner noch energischer herauszufordern, als es bisher geschehen war, so war er auch jetzt damit noch nicht glücklich. Fannemann sah, als ginge ihn die ganze Sache nach wie vor nicht das geringste an, ohne Unruhe zum Fenster hinaus und schien nur darauf zu warten, bis er, von seinen Besuchern befreit, wieder allein in seinem Zimmer sein würde.

„So ist es doch, Herr Fannemann?“ setzte Stroh, seine Rede mit einem Trumpf abschließend, hinzu.

„Nein,“ sagte Fannemann so artig, als hätte er ein Kompliment zu beantworten.

„Vielleicht giebt uns der Herr Bürgermeister, wenn wir Herrn Fannemann das glauben sollen, dann doch noch Auskunft, von wem ihm seine Wissenschaft gekommen ist,“ erwiderte Stroh mit andauernder Eiseskälte.

War es das Gefühl des Dankes gegen Fannemann, weil an seinem ehernen Benehmen die Gefährdung des Friedens von Liebenau gescheitert war oder war es eine Anwandlung von guter Laune, in der sich das nunmehrige Bewußtsein Bürgermeister Bollaunds, nämlich zu keinen weiteren unbequemen Amtshandlungen in dieser Angelegenheit genötigt zu sein, Luft machte — jedenfalls erwiderte er jetzt, wobei er schmunzelte, in seiner gewohnten lokalen Manier: „Das glaube ich nun den Herren wohl verraten zu dürfen.“

„Nun?“ fragte Stroh.

Auch Fannemann, von Schlauch nicht zu reden, blickte jetzt mit Spannung auf den Bürgermeister. Bürgermeister Bollaund zog einen Brief hervor und legte ihn auf den Tisch.

„Vielleicht,“ sagte er, „ist den Herren die Handschrift bekannt.“

Alle Herren traten um den Tisch herum. Die blutige Absicht, die sie hier vereinigt hatte, war vergessen. Die ganze Aufmerksamkeit galt nur noch dem Schriftstück.

„Pardon,“ sagte Schlauch, als er unter einem hohlen Klänge mit seinem Kopfe gegen denjenigen Fannemanns stieß.

Niemand kannte den Schreiber.

„Den Brief scheint eine Dame geschrieben zu haben,“ bemerkte als der erste Schlauch.

Eine gewisse Stille trat ein.

„Der Brief ist hier in der Sonne geschrieben worden,“ sagte jetzt Stroh mit Bezug auf den sowohl Briefbogen als auch Couvert bezeichnenden gedruckten Firmenvermerk.

„Dann wird's der Zieseniß wissen,“ fiel Schlauch emsig ein. Schlauch hatte ein großes Wort gesprochen.

„Das ist wahr,“ bestätigte Stroh und die Verwicklung dieses Falles drängte, wenigstens für den Augenblick, auch den letzten Rest irgend einer feindlichen Gesinnung gegen den Mann, dem er im Auftrage von Hannefried aus Leben hatte wollen, zurück. „Wo wird er denn sein?“ fragte er.

Selbst Bürgermeister Bollaund war jetzt neugierig geworden. Sein Blick glitt in den Garten, wo er Zieseniß noch an der Thür gewahrte, und auf diese Weise wurde Zieseniß von ihm heraufgerufen. Zieseniß sah, als er eintrat, etwas verstört aus.

„Wir haben hier einen Brief,“ begann Stroh das Verhör, „er ist aus Ihrem Hotel. In Ihrem Hotel ist er geschrieben worden. Sehen Sie sich ihn ordentlich an, und wenn es Ihnen möglich ist, dann beantworten Sie unsere Frage: „Wer hat den Brief geschrieben?“

Stroh legte den Brief, Bogen und Couvert, vor Zieseniß hin.

„Kennen Sie den Schreiber?“ fragte Stroh.

„Ja,“ erwiderte Zieseniß zitternd.

„Wer ist es?“

„Fräulein Moestel,“ sagte Zieseniß.

Ein hörbarer Ruck ging durch die Versammlung, nur Bürger-

meister Bollaund, für den ein Fräulein Moestel nicht mehr als ein Fräulein Müller bedeutete, blieb gelassen.

„Fräulein Moestel? Das wissen Sie bestimmt?“ fragte Stroh noch einmal und zwar mit einem so amtlichen Nachdruck, als wäre der Autor der Mordthat, die Zieseniß vor Augen schwebte, dieser selbst.

„Ganz bestimmt,“ stotterte Zieseniß.

„Wir danken Ihnen,“ sagte Stroh.

Ohne darüber nachzudenken, auf welche eigentümliche, von den sonstigen gesellschaftlichen Formen abweichende Methode der Kriminalfall in seinem Hause erörtert wurde, entfernte sich Zieseniß. Als er hinunterkam, hatte sich der Postrat von Knies bereits verabschiedet. Statt indessen sofort nach dem Adler sich zurück zu begeben und dort als erster die große Kunde mitzuteilen, schlug er eiligen Schrittes den Weg nach der Prinzenhöhe ein. Die Prinzenhöhe stand heute vormittag auf seinem Programm, und nur der Untergang der Erde, sein eigener Tod oder sonstige Gewaltmaßregeln hätten den grundsätzlichen Mann darin beirren können.

Nach einigen weiteren Höflichkeitsformeln trennten sich die Herren im Zimmer Nr. 18 von einander. Fannemann geleitete sie alle artig bis zur Treppe, verbeugte sich dort noch einmal mit jener Schweigsamkeit, die man an ihm kannte und verließ bald darauf durch die Hothür das Haus, um sich auf seinen Spazierweg zu begeben.

„Nehmen wir ihn nicht mit?“ fragte Knies erstaunt, als Bürgermeister Bollaund, nachdem er sich von den beiden andern Herren verabschiedet hatte, allein auf ihn zutrat.

„Sie sollen nicht immer solchen Unsinn reden, Knies. Ich habe Ihnen doch auch gesagt, Sie können gehn. Sie haben doch noch Schreibarbeit zu machen,“ sagte Bürgermeister Bollaund streng.

„Das Militär wird ihn wohl abholen, Herr Bürgermeister?“ fragte Zieseniß, der noch unentwegt im Hintergrunde stand.

Es war sehr merkwürdig, daß Zieseniß bei der Vorstellung in seinem wohlrenommirten Hause einen der schlimmsten Verbrecher zu beherbergen, eigentlich nicht mehr etwas Unangenehmes empfand. Ein langer unübersehbarer Wallfahrtszug schwebte an seinen geistigen Augen vorbei, es waren viele tausend Leute, sie kamen nicht nur aus Liebenau, sondern auch aus der fernern Umgegend, sie alle strömten nach der Sonne, um dort das Mörderzimmer in Augenschein zu nehmen, eine Gelegenheit, bei welcher unablässig an dem einst vereinsamten Faß in der Fensterecke von einer großen, starken, roten Hand der Hahn gedreht wurde, so unablässig, daß er niemals wieder eines Puhlappens bedurfte. Saal und Garten reichte nicht mehr aus. Die Sonne mußte angebaut werden. Der Fichtenschlag auf der Rückseite war billig zu haben. Die Zeit der Sonne war gekommen.

„Wen denn?“ fragte Bürgermeister Bollaund.

„Den Mörder!“ sagte Zieseniß.

„Jetzt fangen Sie auch noch mit dem Unsinn an,“ erwiderte Bollaund ärgerlich, „Herr Fannemann ist ein sehr anständiger Herr. Adieu!“

Kopfschüttelnd ging Knies mit seinem Vorgefekten davon. Von der Rückseite betrachtet, an deren unterem Ende sich in den Rockschößen noch die eisernen Werkzeuge bemerkbar machten, bot er den Anblick eines Mannes, der unzufrieden war. Für die Landbevölkerung, welche sonst den Liebenauer Markt besuchte, war es gut, daß an diesem Vormittage ein Markt nicht abgehalten wurde. Wenn Knies etwas zu tadeln finden wollte, fand er es.

Zieseniß begab sich in das Haus zurück. Es war wieder die alte Sonne, wo die Damen Milch und Selterwasser tranken und zum Abendbrot mit Vorliebe sich weichgekochte Eier bringen ließen.

Inzwischen beschäftigte sich Hannefried damit, auf der allgemeinen Landstraße seinen Freunden entgegen zu gehen. Die Unruhe hatte ihn aus dem Walde wieder herausgetrieben. Von einem Vorsprunge auf dem Waldwege hatte er von ferne den Bahnhof gesehen und einige Augenblicke lang umklammerte ihn der Gedanke, wie er ging und stand, sich nach dem Bahnhofe zu begeben, sich dort in den ersten abgehenden Zug zu setzen und alles notwendige erst von daheim, von Chemnitz aus, zu ordnen. Dennoch blieb er. Hannefried dachte an das Urteil der Menschen, das ihm in diesem Falle folgen würde. Vor allem dachte er auch daran, daß bis zu der Stunde, wo man ihn auf die Wahlstatt holen würde, noch eine gewisse Spanne Zeit vergehen würde. So schritt er auf der Landstraße für sich hin, anscheinend gleichmütig hieb er mit seinem Spazierstocke den Blumen im Chauffeeegraben die Köpfe ab und richtete den Blick dann immer wieder unablässig in die Ferne. Plötzlich wurden hinter der Pappelreihe zwei Gesalten sichtbar. Es waren die Erwarteten.

„Dort ist er,“ sagte Schlauch.

Stroh zog mit einer Förmlichkeit und Hochachtung, die er bisher gegen Hannefried noch nicht an den Tag gelegt hatte, schon von weitem den Hut.

„Er sieht ganz blaß aus,“ ergriff Schlauch noch einmal das Wort.

„Nun?“ fragte Hannefried, als man sich gegenüber stand. Seine Stimme klang unsicher, gebrochen, erstickt, als mangle es ihm plötzlich an dem notwendigen Atem.

„Ich bringe Ihnen keine Antwort,“ sagte Stroh, „versprechen Sie mir aber erst, daß Sie sich nicht unnötig darüber aufregen wollen.“

„Bitte,“ antwortete Hannefried, soweit er reden konnte.

„Herr Fannemann ist ein Feigling, er lehnt jede Forderung auf das bestimmteste ab,“ versetzte Stroh.

Hannefried sah seinen Kartellträger mit einem langen, erstaunten Blick an. In seine durch die schlechte Nacht allerdings etwas angegriffenen Wangen schloß jetzt ein Strom sichtbarer Lebensröte.

„Sie regen sich auf,“ sagte Stroh, „Sie haben aber dazu keinen Grund. Ich bin Senior gewesen, bei den Marcomannen und ich erkläre Ihnen hiermit vor Herrn Schlauch: Ihre Ehre ist absolut rein. Daß wir es mit einem Feigling zu thun haben würden, daran hat niemand denken können. Dafür können wir nichts.“

„Der Fannemann ist ein ganz sauler Kopf, Herr Hannefried. Sie dürfen sich das nicht zu Herzen nehmen,“ warf auch Schlauch jetzt ein.

Was bei all diesen Worten in Hannefrieds Inneren vorging, das soll unerörtert bleiben.

„Meinen Sie?“ sagte er endlich nun mit scharfem Ernst.

Von der Turmuhr schlug es dreiviertel Neun. Stroh mußte ins Bureau. Er hatte es eilig. Man trennte sich sehr freundschaftlich.

„Die Polizei war uns schon auf den Hals gekommen,“ bemerkte jetzt Schlauch. Er sah in Hannefried mit Hochachtung von nun ab ein ebenso über ihn gestelltes Wesen, wie in den andern amtlich betitelten Herren, die seine tägliche Gesellschaft bildeten.

„Wieso?“ fragte Hannefried, indem beide den Weg nach der Ludwigquelle einschlugen.

Schlauch erzählte alles, was geschehen war.

Hannefried blieb plötzlich stehen.

„Wer hat den Brief geschrieben?“ fragte er interessiert.

„Fräulein Moestel,“ wiederholte Schlauch arglos.

„Fräulein Moestel?“

„Ja.“

„So!“ sagte Hannefried.

Schlauch glaubte auf dem Gesicht seines Freundes den Ausdruck einer merkwürdigen Genugthuung beobachten zu können.

„Ich möchte bloß wissen,“ fuhr Schlauch, indem sie weiter gingen, fort, „was die ganze Geschichte überhaupt Fräulein Moestel anzugehen hat.“

Immer deutlicher trat der genannte Ausdruck auf Hannefrieds Miene hervor.

„Gewiß!“ lächelte er.

Er sah eigentlich aus, als wüßte er sehr wohl den Grund oder als errate er ihn wenigstens, der die besagte Dame zu ihrer Handlungsweise hatte bewegen können.

„Es sieht grade so aus,“ kombinierte Schlauch weiter, „als hätte sie Angst davor gehabt, ich meine: Angst, als müßte es einem dabei ans Leben gehen.“

„Es scheint so,“ sagte Hannefried in seinem neuen Ton.

Schlauch schmunzelte, und er sah seinen Freund von der Seite an.

„Vielleicht ist sie gar in Sie verliebt,“ bemerkte er.

„Das ist damit doch nicht gesagt,“ wehrte Hannefried auf delikate Weise ab.

„Na!“ sagte Schlauch.

Hannefried schien von der unartigen Art, mit welcher Schlauch in die Geheimnisse von fremden Mädchen soeben eindrang, selbst wenn diese Geheimnisse für ihn, nämlich Hannefried, etwas Schmeichelhaftes haben mußten, entschieden unangenehm berührt zu sein, wenigstens äußerlich. Für einen Mann, der ohne Scheu dem Laufe der auf ihn gerichteten Pistole in die Mündung gesehen hatte, schickte es sich nicht, kleinliche Renommistereien zu treiben. Es war dies nicht fair.

„Sprechen Sie doch nicht davon,“ sagte Hannefried verweisend.

„Dort kommt sie,“ bemerkte Schlauch mit Festigkeit.

Die Kurpromenade war schon dicht belebt, die Musik spielte und Lorch kam mit ihrer Mutter die Allee herauf. Dicht hinter den beiden Damen kam ein zweites Paar. Es war Fräulein Vierkes mit ihrem jugendlichen Begleiter.

Seit dem so entscheidungsvollen Rendezvous, das zwischen Fräulein Vierkes und Hannefried im Ludwigspavillon sich zugetragen hatte, waren drei Tage vergangen. Hannefried und Fräulein Vierkes hatte seit diesen drei Tagen nichts von sich hören lassen, auch nicht auf dem versprochenen schriftlichen Wege, und Hannefried hatte keine Ungeduld darüber verspürt; das schlechte Wetter erklärte manches und überdies hatten die Ereignisse des heutigen und gestrigen Tages alle andern in den Hintergrund gedrängt.

Es war eine entschiedene Ungeschicklichkeit, ja Taktlosigkeit des waltenden Schicksals, nun beide Damen auf einmal und zwar noch so dicht hinter einander ihm entgegen zu führen. Es war unmöglich, die eine anzusprechen, ohne die andere damit gleichzeitig zu verletzen.

„Sie sieht Sie schon so an,“ flüsterte Schlauch dem Freunde zu.

In der That, Lorchens Augen ruhten und zwar wie es schien, sogar mit einem kleinen, schalkhaften, fast triumphierenden Lächeln auf den herankommenden Herren.

Beide Herren zogen den Hut. Die Damen erwiderten den Gruß. Beide Herren zogen noch einmal den Hut. Es galt diesmal Fräulein Vierkes.

Fräulein Vierkes hatte angelegentlich nach rechts gesehen. Es blieb im Zweifel, wem ihre Aufmerksamkeit galt. Sie konnte einigen Damen gelten, die sich um das Orchester soeben herumgruppierten, weil in diesem Augenblick das Cello sich bemerklich zu machen begann, sie konnte auch auf den Doktor Pulvermann gerichtet sein, der in dem Gewimmel sich gerade mit einigen Patientinnen unterhielt. Auch zog Fräulein Vierkes in derselben Sekunde, als sie die beiden Herren bemerkte und den Gruß erwiderte, hastig den Sonnenschirm über ihr Gesicht, als hätte sie irgend einen Grund, daselbe zu verbergen. Was Sekundaner Tritsch betraf, so grüßte er so kalt, wie es bei ihm natürlich war, und das Paar war vorüber. —

Der Postrat hatte sich verspätet, er kam erst zur Table d'hôte, nachdem die Suppe bereits abgetragen war. Eigentlich wunderte er sich über das gewohnte Bild, das die Tischgesellschaft darbot. Er hatte eine ungeheuerer Aufregung erwartet. Jedenfalls war die Anwesenheit mit amtlicher Diskretion behandelt worden.

„Jetzt haben sie ihn also,“ sagte er sich niederlassend.

„Wen denn?“ fragte der Notar, noch einmal sich seine Serviette in den Hals tragend, weil eben der Gemüßegang heranrahte.

„Den Fannemann!“ Der Postrat sprach es mit großer Behaglichkeit aus.

„Was ist denn mit dem wieder?“ fuhr der Notar harmlos fort.

„Es hat sich jetzt herausgestellt,“ erwiderte der Postrat, „daß er ein Mörder ist.“ Ganz gelassen sprach er das Wort.

„Ein — was?“ fragte noch einmal der Notar.

„Ein Mörder,“ erwiderte einfach der Postrat.

Die ganze Tischgesellschaft sah den Postrat an.

„Er hat wohl den Sonnenschirm gekriegt,“ murmelte leise der Regierungsrat, daß sein Praktikant es hören mußte.

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte der Notar immer weiter.

Der Postrat bemerkte nur die auf ihn gerichteten erstaunten Gesichter. Das ärgerte ihn. Er hatte sich seine Neuigkeit aufs Korn genommen und fand sich nun von der Aufnahme, die ihr zu teil wurde, enttäuscht.

„Wer mir's gesagt hat,“ erwiderte er, sonst ein artiger Mann, mit Ungeduld — „ich mein, das kann ganz gleichgiltig sein. Der Bürgermeister hat ihn selber festgenommen.“

„Der Bürgermeister?“ fragte der Notar weiter hartnäckig.

„Ja, der Bürgermeister!“ fuhr jetzt der Postrat fort. Sein Gesicht war rot und seine Augen funkelten — „und wenn Sie's nicht glauben wollen, heut früh in der Sonne hat er ihn festgenommen und ich bin selbst dabei gewesen.“

„Sie?“ fragte der Notar.

Die geehrte Leserin erinnert sich, daß wir den Notar gleich im Anfang unserer Schilderung von diesen Begebenheiten als einen bössartigen Herrn bezeichneten.

„Ja — ich!“ betonte aufs energischste der Postrat, und die gesamte Table d'hôte wandte der souveränen Götze ihre Aufmerksamkeit zu. „Ich hab ihn doch aber erst vor einer Viertelstunde ganz ungeführt in den Anlagen spazieren gehen sehen,“ bemerkte einfach der Notar.

Die drei Personen, welche die Mitteilung des Postrats zu allermeist interessieren mußte, nämlich Hannefried, Stroh und Schlauch, saßen in verschiedenen Gemüthsstimmungen da. Stroh, beengt von der Nachbarschaft seines Vorgesetzten, machte ein etwas verlegenes Gesicht; Hannefried selbst sah ziemlich ernst aus und er wartete darauf, daß die Darstellung des Postrats allmählich die Wahrheit zu Tage fördern würde, so daß sie ganz Liebenau, besonders aber die Liebenauer Damen erführen, ein Resultat, auf das er eigentlich schon seit heute morgen wartete; Schlauch selbst aber legte sich, nachdem der Notar das ausgesprochen hatte, keinen Zwang mehr auf. Er lachte.

„Was lachen Sie denn?“ schrie der Postrat herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Die feindlichen Brüder. Der Onkel Oberförster hat dem kleinen Schwesternpaar zum letzten Geburtstagsfest eine gezähmte Krähe und eine Elster geschenkt, die den kleinen Mädchen viel Freude machen, insbesondere zur Futterstunde, wo gewöhnlich eine Balgerei der Vögel um die besten Bissen entsteht. Alsdann erwacht der natürliche Instinkt der Tiere und wüthend fahren sie aufeinander los. Und die Schwestern freuen sich über die Redheit und Kampflust ihrer Spielkameraden, die ihre gute Erziehung ganz vergessen zu haben scheinen und sich als feindliche Brüder gegenüber stehen.

Auf das Kongreßgebäude in Washington konzentriert sich durch die Amerikareise des Bruders des deutschen Kaisers das Hauptinteresse der ganzen zivilisierten Welt. Es war ein politischer Akt von weittragender Bedeutung dieser Besuch des Prinzen Heinrich in dem Lande, mit welchem nicht nur wir rechnen müssen, sondern ganz Europa in Bezug auf handelspolitische Verhältnisse in weitestem Maße zu rechnen hat und in Zukunft noch in weit ausgedehnterer Weise zu rechnen haben wird, so sehr derselbe auch unter ein privates Gewand versteckt war. Die großen Empfänge, welche aus diesem Anlaß in Washington stattgefunden haben, machen es doppelt interessant, einen Blick in die inneren Räume dieses offiziellen Gebäudes der amerikanischen Nation zu werfen, und unser heutiges Bild zeigt, daß künstlerische Pracht und vornehme Bauart die gewaltigen Räumlichkeiten des staatlichen Bauwerkes hervorragend schmücken.

Edward von Hartmann, der bekannte Philosoph, am 23. Februar 1842 zu Berlin geboren, trat 1858 in das Garde-Artillerie-Regiment, wurde im folgenden Jahre Offizier und besuchte von Ende 1859 bis 1862 die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule. Ein nervöses Knieleiden zwang ihn, den Abschied zu nehmen, worauf er sich ganz den wissenschaftlichen Studien widmete. Seine „Philosophie des Unbewußten“, in ihrer gewandten Darstellung, der Verwendung einer Fülle von naturwissenschaftlichen Kenntnissen und der interessanten Ausführung pessimistischer Gedankengänge, eingefügt in optimistische Färbungen, machte ihn über Nacht berühmt. Die Damenwelt schwärmte für den „männlich-schönen, jungen Gelehrten mit dem langen, prachtvollen Bart“, ohne freilich in den weitaus meisten Fällen seine Werke, wenn sie überhaupt gelesen waren, zu verstehen. Die Begeisterung in diesen Kreisen für den Philosophen ließ erst nach, als Hartmann die Tochter des Obersten Taubert geheiratet hatte. Er fand in ihr nicht nur eine Gefährtin für das alltägliche materielle Leben, sondern auch für seine geistige Tätigkeit. Mit eigenem Fleiß wußte sie sich in seine Weltanschauungen hineinzuarbeiten und sie war die erste, die in einer geistprübenden Broschüre seinen Gegnern entgegentrat und auch teilweise zurückweisen konnte. Leider war das Glück nicht von langer Dauer; die junge Frau starb ganz plötzlich und Hartmann stand wieder mit und in seiner Arbeit allein, welcher er sich mit um so größerem Eifer hingab. Sein Fleiß erlahmte auch nicht, als er sich im Sommer 1878 zum zweiten Mal vermählte und zwar mit dem bildschönen Fräulein Alma Lorenz, welches er während eines Badeaufenthalts in Driburg kennen lernte; als Frucht dieser Tätigkeit ist eine große Zahl philosophischer Werke entstanden, die viel gelesen, sich in weitesten Kreisen einer großen Verbreitung erfreuen.

☞ Gemeinnütziges. ☞

Vertilgung von Ungeziefer in Blumentöpfen. Zu diesem Zwecke empfiehlt sich eine ungefähr 20 bis 30 Grad warme Abkochung von Quassia oder Wermut und gestoßenen Koffkastanien, welche auf die trockene Erde gegossen wird. In wenigen Minuten kriechen sämtliche Würmer an die Oberfläche.

Vorahnung.

„... Wollen Sie dicke oder dünne Suppe?“
Stammgast: „Da nehm' ich schon dicke — die ist dünn genug!“

Selbstbewußt.

„... Herr Leutnant sind eben der Abgott aller jungen Mädchen!“
„Sag' Ihnen, Weibern gilt Photographie von mir so viel wie lebendiger Zivilist!“

Augenügende Reklame.

„Ich sage Ihnen, die Hosenträger sind so stark, die halten bis zum jüngsten Tage!“
Herr: „Was, länger nicht! — im November geht ja schon die Welt unter!“

Am Schalter.

Beamter: „Das Paket kann ich so nicht annehmen. Die Adresse ist zu undeutlich — das Wort „Magdeburg“ kann ich überhaupt nicht lesen!“

Gedankensplitter.

Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln.

☞ Lustiges. ☞

Unangenehme Bestätigung.



Mutter (nachdem ein Bewerber um die Hand der Tochter angehalten hat): „Ich werde die Else mal selbst rufen, lieber Mann, sie wird wahrscheinlich in der Küche mit dem Mittagessen beschäftigt sein!“

Mann (schnuppernd): „So scheint's; es riecht schon einige Zeit so brenzlich im Haus!“

Kulturfortschritt.

Einbrecher: „Es ist wahr, heutzutage giebt es gar keine Entfernungen mehr! Heute morgen besand ich mich noch in Hamburg auf freiem Fuße und heute abend sitze ich schon in Dresden in Untersuchung.“

Höchste Schlauce.

„Denken Sie sich nur, Frau Ras', mein Waldi, so ein schlaues Tier! Neulich stelle ich ihm eine gewöhnliche Dreierinackwurst hin und ein Stück getrüffeltes Gänseleberpastete. Was glauben's wohl, was er gegessen hat?“
„Na, natürlich die Gänseleberpastete!“
„Ne! falsch geraten, alles beides.“

Doppelsinnig.

A.: „Sie kannten ja auch den Schulz immer als Ehrenmann?“
B.: „Hu, ja, ich erinnere mich — dunkel! ...“

Ein Antrag fin de siècle.

Baron: „Herr Kommerzienrat, wären Sie vielleicht geneigt, meine Ehe mit Ihrer Tochter zu finanzieren?“

☞ Nachtsch. ☞

1. Räffelsprung.

		lauf	dich	doch	auf		
bens	te	ei	nung	nung	nicht	ver	nat
ne	hoff	daß	hält	spricht	geht	hoff	ge
blü	te	nats	ist	tur	a	mo	viel
ro	neu	es	ber	mo	doch	reu	dau
sen	ter	die	die	nicht	ze	pe	den
e	se	se	nats	pe	ren	er	e
fla	ro	knof	de	lo	mo	je	knof

2. Silbenräffel.

au bri de di die ei en er eu ex ey hek lac lau ne nim now
phro ra re rich ro rod stab sy tar vail val ve um

Aus obigen dreißig Silben sind elf Wörter zu bilden, deren Anlaute den Titel von einem Drama nennen und deren Endlaute den Verfasser dieser Dichtung ergeben. Es bedeutet: 1. einen Mündungsarm eines deutschen Flusses, 2. einen Sonntag zwischen Ostern und Pfingsten, 3. eine Hafenstadt in Rußland, 4. berühmter Jäger, 5. eine der Chariten, 6. eine Landschaft in Italien, 7. eine Verzierungsform der griechischen Baukunst, 8. ein Flächenmaß, 9. einen Schlachtort in Ostpreußen, 10. den Mörder eines Königs von Frankreich, 11. einen König der Westgoten.

3. Räffel.

Ich spinne mich voll Poesie
Geheimnisvoll um tausend Dinge.
Woher ich kam, man weiß es nie,
Im Volksmund ich dann weiterklinge.
Fügt Du hinzu zwei Striche mir,
So wird ein nüchtern Werkzeug Dir.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Rat besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersehen, sondern daß man sie lebend überwindet.
2. Arno, Thor, Nova, Otto, Roon.
3. Helena.